



Für den Staat gutes Geld, für die Arbeiter Plackerei

Der Bergbau am Staufen: Ein wenig bekanntes Kapitel in der Geschichte des Reichenhaller Hausbergs

Der Staufen über Bad Reichenhall, Hausberg der Stadt: Vereinzelt finden sich spärliche Informationen über den Bergbau dort oben, lange bevor jemand nur so aus Spaß auf Berge stieg. Dem Staat brachte er zeitweise gute Einnahmen, den Arbeitern wohl kaum mehr als schlecht bezahlte Knochenarbeit.

Von Albert Hirschbichler

Über die Zeit und die näheren Umstände der ersten Entdeckung von Erzvorkommen am Staufen ist nichts bekannt. Das erste Dokument stammt vom 12. August 1585. Damals erhielten der Kastner zu Reichenhall – der Inhaber des Kastenamts, der sich um den Speicher mit den Naturalabgaben der Untertanen kümmerte – und ein gewisser Adam Reutter aus Inzell vom Bayernherzog Wilhelm V. die Genehmigung, sechs Gruben am Staufen betreiben zu dürfen. In der Folge kam es vermutlich nur zu oberflächlichen Schürfungen. Warum das Unternehmen ins Stocken geriet und bald wieder aufgegeben wurde, ist unklar. Überliefert wiederum ist, dass die Aussicht auf Bleierze schon ein Jahr später die Begehrlichkeit des Salzburger Erzbischofs weckte, der eigene Knappen vor Ort schickte, die jedoch auf Befehl vom 13. September 1586 sogleich wieder vertrieben wurden. Über einen Einspruch des Hochstifts ist nichts bekannt, weitere Bemühungen um Einflussnahme unterblieben.

Einige Jahrzehnte später, 1636, wurde der Bitte des kurfürstlichen Stuckhauptmanns Christian Schwarzer positiver Bescheid gegeben, sechs Jahre lang Bergwerkstätigkeit in Traunstein, Reichenhall und Marquartstein betreiben zu dürfen. Die Genehmigung beschränkte sich auf den Abbau von Galmei (Zinkerz), dessen Wert erkannt wurde, nachdem es zuvor auf Halde entsorgt wurde. Sollten andere Erze gefunden werden, bestand die Verpflichtung einer sofortigen Meldung an die Hofkammer, die den weiteren Abbau mit eigenen Knappen übernehmen hätte. Galmei durfte Schwarzer selber verarbeiten, vertraglich wurde ein Monopol für sechs Jahre „zum Messingbrennen, Drahtziehen und Messingklopfen“ festgelegt. Offenbar bestanden weitreichende Pläne. Ob und wie etwas realisiert wurde, darüber gibt es keine Angaben. 1618 bis 1648 herrschte mit dem 30-jährigen Krieg einer der längsten und blutigsten Kriege auf deutschem Boden, der die Bevölkerungszahl in Deutschland um ein Drittel reduzierte und in manchen Regionen zu einem gänzlichen Aussterben der bäuerlichen Bevölkerung und Verödung der Landschaft führte.

Der Oswaldstollen knapp unter dem Gipfel

1650 taucht ein Name auf, der mit dem Bergbau am Staufen bis heute in Verbindung gebracht wird: Dr. Oswald. In einem Bericht aus diesem Jahr wird vermerkt, dass derselbige 1000 Zentner Erz auf der Platten (heute Hochplatte) bei Marquartstein abgebaut und beim Müller von Lanzing gelagert habe. Weitere 400 Zentner befänden sich in Grubennähe in einer offenen Hüt-

te. Spätere Berichte erwähnen eine Bergbautätigkeit Oswalds am Staufen wie auch am Rauschberg.

Laut eines Grubenplans wurde am Staufen an der Nordseite nur 60 Meter unter dem Gipfel der Oswaldstollen betrieben. Über die Gruben am Rauschberg fehlen Dokumente. Bekannt wiederum ist, dass Oswald „in der Intzel“ eine Schmelzhütte besaß, von der 1668 allerdings nur noch die Grundmauern standen.

Der Oswaldstollen wurde bald wieder aufgelassen. Als Grund vermutet der Geologe Karl Reiser (1894, 10), dass der Genannte „mit Tod abgegangen sei“. Diese Annahme wird durch eine neu aufgefundene Archivalie wiederlegt (Priesner 1997, 35). Demnach sah sich Oswald nach Misschlichkeiten mit dem Reichenhaller Salzmaier gezwungen, sich nach Innsbruck abzusetzen. Man warf ihm vor, für den Bergbau vorgesehene Gelder zweckentfremdet zu haben. Das Geld sei zur Bebauung der Bergwerke in Marquartstein und „in der Intzel“ gedacht gewesen.

Wofür Oswald es verwendet hatte, ist aus der Akte nicht ersichtlich. In einer Bittschrift an den Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern führt er aus, dass er 6000 Gulden eigenes Vermögen investiert habe, Zuschüsse, mit denen er gerechnet habe, ihm nicht gewährt worden seien und er nun, nach Pfändung seiner Habseligkeiten, keine andere Wahl habe als die Flucht. Das erklärt den Abbruch der Oswaldschen Bergbautätigkeit, obwohl man bei Wiederaufnahme auf reichhaltige Erzvorkommen stieß.

1665 wurde der Bergbau am Staufen unter der Regie des Kurfürsten selbst wieder aufgenommen, der hierin ein willkommenes Mittel zur Aufbesserung der Staatsfinanzen sah. Es war der Beginn einer 150-jährigen Bergbautätigkeit, bei der gute Jahre immer wieder mit Phasen der Unrentabilität wechselten. Für die Wiederaufnahme bedeutsam waren vermutlich die von einem Mediziner mit Namen Dr. Becher unter Einbeziehung eines Freiherrn von Schellenberg durchgeführten Proben von Staufen erz, die denkbar günstige Ergebnisse lieferten. Der Zentner Bleierz enthalte demnach 70 Pfund gutes Blei, das dazu auch noch sehr silber- und goldreich sei.

Dem Kurfürsten wurden mit Bericht vom 13. Mai 1665 die Ergebnisse vorkommend, mit dem Schluss, dass man von einem unendlichen Schatz in diesem Berg ausgehen müsse. Als dem Erstgenannten dann doch Zweifel an den hervorragenden Ergebnissen kamen, führte er eine zweite Untersuchung ohne Beziehung des von Schellenberg durch, die zu wesentlich schlechteren Resultaten kam.

In einem Brief an den Kurfürsten entschuldigte er sich und äußerte die Vermutung, dass von Schellenberg die Proben gefälscht habe, um sich eine Anstellung zu erschleichen. Wie dem auch sei: Am 4. August 1665 erging Befehl an den kurfürstlichen Zollner Paris Zehentner, der Eintreiber von Obrigkeitsschulden, am Staufen wie auch in der Platten den Bergbau mit acht bis neun Mann wieder zu eröffnen. Die Bereitstellung der nötigen Gelder oblag dem Salzmaieramt Traunstein.

Am Staufen gaben die Oswaldschen Stollen die Richtung vor. Ein Problem des Projekts von Anfang an bestand darin, dass kein fachmännisches Personal aufzutreiben war, was für die Knappen ebenso galt wie für die Führung. Der als Leiter eingesetzte Bergprobierer Jungholzer, ein Beamter, welcher den Gehalt der Erze bestimmte und den Käufern gegenüber kontrollierte, besaß in



An der Nordwestflanke des Staufen (im Bild) wurde im 16. und 17. Jahrhundert Bergbau auf Blei und Galmei betrieben. – Fotos: Albert Hirschbichler (2)

Bergwerksangelegenheiten ebenso wenig Erfahrung wie der zum Verweser, also Verwalter ernannte Zehentner. Nicht einmal bei der obersten Leitung in München stand ein kundiger Mann zur Verfügung. So ging jahrelang nichts Rechtes voran und es verblieb bei einem „unsichern wankelmütigen Herumtappen“ (Reiser 1894, 13).

Laienpersonal bringt nichts voran

Man suchte auswärts nach einem Spezialisten und fand ihn in Gestalt des aus Schwaz in Tirol stammenden Abraham Prugger. Er wurde 1668 zum Bergamtsdirektor verpflichtet und hatte dieses Amt bis zu seinem Tod 1671 inne. Auch diese Wahl war keine glückliche. Der betagte Mann nahm es mit seinen Pflichten nicht so genau, seine Entscheidungen waren zweifelhaft, auch hintertrieb er die Errichtung eines geplanten Messingwerks, um den Tiroler Werken, mit denen er verbandtschaftlich verbandelt war, nicht zu schaden. Sein hohes Salär von jährlich 300 Gulden belastete die Bergwerkskasse erheblich. Nützlich war zumindest, dass Prugger erfahrene Bergleute aus Tirol beibrachte, die die einheimischen Arbeiter im Häuen, Bohren oder Sprengen erst anlernten.

Gleichzeitig mit der Belegung des alten Oswaldstollens wurde auf der Staufen-Südseite der Nonner Stollen geöffnet. Anders als in der Nordflanke war hier das Gelände gut zugänglich und die Versorgung mit Wasser und Holz weniger problematisch. Der etwa 60 Meter weit eingetriebene Stollen erschloss allerdings nur „Bleispuren, kieshaltige Quarze und eine Strecke weit schönen roten Moder“, sodann „grünen und schwarzen Schiefer“ (Reiser 1894, 14). Die Hoffnung auf Silber- und Kupfererze erfüllte sich nicht und der Stollen wurde 1669 wieder aufgegeben.

Anders lief es im Oswaldstollen. Dem wurden in einem Gutachten von 1665 zwar reiche Bleivorkommen bescheinigt, aber durch die Lage in „ganz glattem und weglosem Gebirge“ ohne Wasser

und Holz würden die Kosten den Nutzen überwiegen. Der Stollen sei deshalb am besten „Freigrüblern“ zu überlassen, denen das Erz dann abgelöst werden sollte. Diesem Gutachten entsprechend wurde der Stollen 1666 drei Häuern, die Prugger in Schwaz rekrutiert hatte, zugewiesen. Im ersten und folgenden Jahr war die Ausbeute so spärlich, dass sich die Häuer laut Reiser (15) nur kümmerlich halten konnten.

Umso reicher wurde der Bergsegen dann aber in den drei folgenden Jahren 1668 bis 1670. Bereits 1668 war die Ausbeute an Bleierzen so ergiebig, dass zwölf Häuer gut zu tun hatten. Dazu kam noch, dass der oft mit den Bleierzen einbrechende Galmei, der zuvor unerkannt auf Halde gestürzt wurde, nun ebenfalls Beachtung fand. Auch das ist ein Hinweis dafür, wie dürftig die Kenntnisse der Bergwerksleitung gewesen sein mussten und wie früheres Wissen über die Galmeigewinnung in Vergessenheit geraten war. Erst durch einen zufällig aus Tirol eingereisten Galmeibrenner und Messing-Drahtmeister mit Namen Langburger wurden die Bergleute auf ihn aufmerksam und im Erkennen und Aufbereiten unterrichtet.

Zu guten Zeiten übernahm der Hof die Geschäfte

Da die Galmeianbrüche sehr groß waren und zusätzlich die Halden „überkuttet“, also noch einmal auf Erze durchgesehen wurden, lag bald so viel Erz vor, dass man nicht mehr wusste, wohin damit. Gelagert wurde es im Zollgebäude von Reichenhall und als da kein Platz mehr war, in Bauernhäusern und Stadeln in Nonn. Folge der günstigen Entwicklung war, dass mit Verordnung vom 27. September 1668 die Bergwerkstätigkeit im Oswaldstollen wieder der Hofkammer unterstellt wurde.

Dieses Vorgehen war die Regel für den Bergbau am Staufen. Zur Vermeidung finanzieller Risiken wurde das Bergwerk in unsicheren Zeiten Freiberuflern überlassen, denen das Erz abgekauft wurde. Bei guter Ausbeute übernahm die Hofkammer die Geschäfte.

1669 waren im Oswaldstollen 36 Mann beschäftigt, neben 17 Häuern noch Träger, Haldenkutter und Hilfsarbeiter, die sogenannten „Herrenarbeiter“.

Um den Knappen ein besseres Unterkommen zu verschaffen und um in der Nähe des Stollens einen geschützten Raum für die erste Aufbereitung der Erze zu gewinnen, reichte der Bergwerksverwalter am 7. Juni 1668 einen Antrag auf Bau einer Scheid- und Knappenstube ein. Obwohl nichts beanstandet wurde, dauerte der Bescheid aus München über ein Jahr. Mit Folge, dass die beste Zeit für Baumaßnahmen im späten Frühjahr, wo Schneewasser zur Verfügung gestanden hätte, verstrichen war und nun das Wasser zum Ablöschen des Kalks mühsam hinaufgeschleppt werden musste.

Mitte Juni 1669 begannen die Baumaßnahmen. Die Stube hatte die stattliche Größe von circa 18 Metern Länge, neun Metern Breite und gut zwei Metern Höhe. Zum Standort liegen keine Informationen vor. Unter Berücksichtigung der Geländegegebenheiten ist eine Lage in der Nähe des heutigen Normalwegs über die Bartlmahd in Gratnähe auf etwa 1650 Metern Höhe anzunehmen.

Bemerkenswert ist, dass es bis dahin für die Knappen in Stollennähe keine Unterkunft gab und zu der Plackerei im Stollen noch der morgendliche Aufstieg und abendliche Abstieg dazu kamen. Wahrscheinlich ist, dass es Unterkünfte unterhalb des Staufenkars („Arzkasten“) oder bei der Steineralm gab. Anders ist die Tätigkeit kaum denkbar. Die Geheitz vom Parkplatz in Urwies zur Steineralm in 1027 Metern Höhe wird in heutigen Beschreibungen mit 1¼ Stunden angegeben.

Nach Reiser erschwerten den Bergbau am Staufen außer den Geländegegebenheiten der Nordflanke mehrere andere Faktoren. In Ermangelung an Fachleuten grub man den auftretenden Erzvorkommen einfach nach und baute diese ab, ohne an einen weiteren Betrieb zu denken. Die Stollen gingen planlos bald bergauf, bald bergab. Die anstehenden Erze wurden möglichst rasch und rücksichtslos ausgebeutet, ohne weitere Versuchsbaute anzule-

gen. So kam man kurzfristig zu guten Erträgen, für die Nachhaltigkeit wurde nichts getan.

Immer Genehmigung aus München nötig

Der bereits in leitender Funktion genannte Jungholzer wurde nach Zerwürfnissen schon 1667 wieder entlassen. Die verbleibenden Führungspersonlichkeiten Zehentner und Prugger mussten für alle Maßnahmen im Bergwerk, egal wie dringlich, erst die Genehmigung der Hofkammer in München einholen, ein umständliches und zeitraubendes Verfahren.

Ein weiteres Problem bestand darin, dass die Gelder für die Entlohnung der Knappen, die auf Anweisung aus München durch das Salzmaieramt Traunstein ausbezahlt wurden, nicht ausreichend oder rechtzeitig einliefen, sodass die Arbeiter oft monatelang auf ihr Geld warten mussten. Lebensmittel und andere Dinge mussten „auf Pump“ gekauft werden und verteuerten sich so zusätzlich. Ein untragbarer Zustand, der den Beamten in ihren Amtsstuben in München offenbar nicht sehr nahe ging.

Zur Vermeidung pekuniärer Risiken wurde kein Schichtbetrieb eingeführt, sondern den Knappen das Erz jeweils abgekauft und zwar nach dessen Bleigehalt, der erst festgestellt werden musste. Die Proben wurden an verschiedenen Orten vorgenommen, in Salzburg, München oder Brixlegg, mit jeweils unterschiedlichen Ergebnissen. Ein für alle Beteiligten unbefriedigender Zustand. Pro Pfund Blei erhielten die Häuer in der ersten Zeit zwei Kreuzer. Für den Zentner Galmei wurden 20 Kreuzer bezahlt. Damit war die Entlohnung mehr als dürftig. Bei Minderung der Erzanbrüche, die ja sehr rasch wechselten, konnten die Arbeiter so nicht bestehen und das Gehalt wurde auf 2½ Kreuzer für ein Pfund Blei aufgebessert. Davon mussten die Knappen allerdings noch Gezüge, also Werkzeug, und Geleucht bestreiten. Viele Knappen kamen auch noch aus Tirol, wo ihre Familien lebten, und waren so zu doppelter Haushaltsführung gezwungen.

Zur Dauer der täglichen Arbeitszeit gibt es keine Angaben, diese dürfte nach Reiser (20) jedoch nicht unter zehn Stunden betragen haben und das vermutlich – wie damals üblich – an sechs Arbeitstagen in der Woche. Bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts wurden die Erze ausschließlich in Handarbeit gewonnen. Die wichtigsten Werkzeuge waren der Schlägel – ein Schlaghammer mit hölzernem Stiel – und das Bergeisen, eine Art Meißel mit Spitze und Schlagfläche. Später kam zunehmend das „Schießen“ auf. Dabei wurden Sprengungen mit Schwarzpulver durchgeführt und so das Gestein gelöst oder die Stollen vorangetrieben.

Als Leuchtmittel kamen mit Talg oder Rüböl befeuerte Froschlampen aus Ton oder Messing zum Einsatz. Zu einem wirklichen Fortschritt in der Grubenbeleuchtung kam es erst im 19. Jahrhundert mit der Entwicklung von mit Gas oder Kerosin betriebenen Lampen. Karbidlampen waren die letzte Stufe von Geleucht mit offener Flamme. Aber da waren die Zeiten des Bergbaus am Staufen lang vorbei.

Die Erze wurden in Säcken auf dem Rücken, später unter Einsatz von Trögen aus den Stollen befördert. Weiters wurden sie von Trägern zu einem auf der Südseite am „Dormath“, heute Bartlmahd, aufgestellten Erzkasten getragen, von wo sie bei Schnee in Schweinshäuten ins Tal gezogen wurden. Der Transport war umständlich, beschwerlich und auch

teuer. Zur Verringerung der Kosten hatte der Verwalter Vorschläge, etwa eine doppelte „Gestangfahrt“, mittels derer Karren auf Gleisen die Erze talwärts hätten befördern sollen, von denen aber keiner realisiert wurde.

Da die einlagernden Erzvorräte in den günstigen Jahren 1668 bis 1670 immer größer wurden, kam der Gedanke auf, die Grundlagen für eine weitere Verarbeitung zu schaffen und die Erze endlich einmal zu Geld zu machen. Als geeigneter Ort wurde die Nonner Au bestimmt, weil es dort Wasser gab und die Versorgung mit Holz und Kohlen gewährleistet war. Vom Sommer 1669 bis zum Jahresende erfolgten die Baumaßnahmen. Das etwa 20 Meter lange Werk beinhaltete einen Schmelzofen für Bleierze, einen Ofen zum Brennen von Galmei sowie Vorratskammern für die Erze. Angebaut war ein Pochwerk, zu dem ein Rinnwerk führte, das zwei Wasserräder trieb, wovon das eine vier Pochstempel und zwei Schmelzbälge in Bewegung setzte, während das andere einen Balg für die Schmiede und einen Hammer trieb.

Erze endlich zu Geld machen

Im Dezember 1669 führte man die ersten Schmelzversuche durch. Da der von Direktor Prugger beauftragte Schmelzmeister mit Namen Thomas Ebner bei dem neuen Ofen nur zaghaft ans Werk ging und außerdem nicht wusste, welchen Zuschlag die Erze erforderten, fielen die Ergebnisse sehr schlecht aus. Vom Zentner Erz konnten nur 16 Pfund Blei ausgebracht werden. Mehrere weitere Versuche unter der Leitung Pruggers persönlich wie auch unter Einbeziehung anderer Schmelzer erbrachten ähnlich dürftige Ergebnisse. Experimente des Verwalters Zehentner mit verschiedenen Zuschlägen lieferten deutlich bessere Resultate. Prugger, dem darüber berichtet wurde, beließ es bei seiner erfolglosen Methode ohne Zuschläge und gab lieber dem Ofen die Schuld an den Misserfolgen.

Zum Glück gelang es Zehentner, im Tiroler Jenbach einen fachkundigen Schmelzer anzuwerben, der die Produktion in Gang brachte. Lanzinger, so hieß der Mann, erkannte sogleich, dass zum Durchschmelzen der Erze Zusätze von Kupferschlacken nötig seien, die aus Kössen bezogen wurden. So konnten aus zehn Zentner Erz 4,3 Zentner Blei gewonnen werden – ein ordentliches Ergebnis. Einige Monate lang wurden auf diese Weise täglich um die vier Zentner Blei erzeugt.

Mit Kössener Kupferschlacken war ein geeignetes Zuschlagmittel für den Schmelzprozess gefunden. Nachteil waren die anfallenden Kosten wegen des langen Transportwegs, auch stieß der gesicherte Bezug auf Schwierigkeiten. So führte der Verwalter neuerliche Schmelzversuche durch und beantragte die Errichtung eines neuen Ofens, der Kupferschlacken entbehrllich machen und Holz sparen sollte. Genehmigt wurde der Ofen vom Amt in München nicht.

Zu den Problemen bei der Verhüttung kam, dass die Erzanbrüche in den Stollen schon 1670 immer weniger wurden und die Häuer bei dem Modus der Entlohnung, nach Bleighalt, nicht bestehen konnten. Als auch noch der Bergamtsdirektor Prugger 1671 starb, kam die Sache gänzlich ins Stocken. Auch beim obersten Amt in München war man wegen der schlechten Ergebnisse unzufrieden mit der Folge, dass die Zuteilung finanzieller Mittel eingestellt wurde. Nach Reiser (26) lagerten 1674 bei der Schmelzhütte noch 3676 Zentner Erze verschiedener Gütegrade. In der Folgezeit blieben sämtliche Bemühungen von Einzelpersonen, die Sache wieder in Schwung zu bringen, ebenso erfolglos wie weitere durchaus professionell angelegte Schmelzver-

suche mit unterschiedlichen Erzen und Zuschlägen.

1675 erhielten zwei Schmelzer mehr die Gelegenheit, ihr Können unter Beweis zu stellen. Der erste mit Namen Rainer brachte die „Kärtner Art“ in Anwendung und kam aber – obwohl er einen Ofen für 241 Gulden errichten ließ – wieder zu keinen befriedigenden Ergebnissen. Besser erging es dem zweiten Bewerber namens Hesslmaier. Seine Schmelzversuche nach „Tiroler Art“ mit Zuschlägen von Alteisen in einem Ofen für nur zwölf Gulden lieferten die doppelte Ausbeute von Blei. Hesslmaier wurde eingestellt und unter seiner Regie die Schmelze der einlagernden Erze ohne weitere Komplikationen bis 1677 vollendet. Zum Dank für seine Verdienste erhielt Hesslmaier eine Anstellung beim Salzamt, die Schmelzhütte wurde stillgelegt.

Nach Reiser (28) wurden in der Amtszeit Zehentners 1665 bis 1677 etwa 1130 Zentner Blei gewonnen, die an Zeughäuser in München, Burghausen, Braunau und andere verschickt wurden. Die Einnahmen werden mit 9706 Gulden angegeben. Dazu kamen die Einnahmen aus dem Verkauf des Galmei, der bis 1668 unerkannt auf Halde gestürzt wurde. Nachdem man mehr oder weniger zufällig den Wert und Nutzen dieses Erzes erkannt hatte, fielen in den Folgejahren bedeutende Mengen an. So wurde in der Schmelzhütte auch ein Galmeibrennofen eingerichtet und 1669 in Betrieb genommen. Wenig später lagen bereits 835 Zentner gebrannter, zur Weiterverarbeitung geeigneter Galmei vor.

Ein dafür nötiges Messingwerk gab es damals allerdings, anders als im benachbarten Österreich, in ganz Bayern nicht. Man hatte zwei Optionen: Den Galmei als Rohprodukt ins Ausland zu verkaufen oder die industrielle Verarbeitung im eigenen Land nach Errichtung eines Messingwerks. Obwohl der Verwalter Zehentner mit großem Elan die Errichtung eines derartigen Werks betrieb und die Vorteile einer eigenen Verarbeitung überzeugend darlegte – die Gewinne hätten um das zehnfache gesteigert werden können – scheute man in München die veranschlagten 15 000 Gulden Investitionskosten. Nachdem weitere Verhandlungen mit Zehentner, der die Messingproduktion selber in die Hand genommen hätte, zu keinem Ergebnis kamen, zerschlug sich die Sache. Über 3000 Zentner Galmei, der noch bei der Schmelzhütte lagerte, wurden größtenteils nach Salzburg verkauft. Erst 1717 gelang – nach mehreren Anläufen – die Etablierung eines bayerischen Messingwerks in Rosenheim.

Auch am Rauschberg schwankte das Glück

Ungefähr zur gleichen Zeit wie am Staufen wurde am Rauschberg Bergbau betrieben, ebenfalls unter der obersten Leitung des Hofamts München und ebenfalls an der Nordseite auf Blei und Galmei. Die früheste Aufzeichnung über einen Stollen stammt aus dem Jahr 1559. Grundsätzlich war der Bergbau dort wesentlich umfangreicher und auch ergiebiger als am Staufen, obwohl auch hier das Bergglück stark schwankte. Wesentlich scheint, dass immer wenn ein Werk schlecht lief, Hoffnungen auf besseren Bergseggen am Nachbarberg aufkamen. So auch ab 1672. Zu der Zeit schleppte sich der Betrieb am Staufen nur kümmerlich dahin, einerseits wegen der nachlassenden Erzanbrüche, andererseits wegen der unbefriedigenden Ergebnisse bei der weiteren Verarbeitung.

1674 erhielten zwei Privatpersonen, Peter Pezolli aus Schwaz und der bis dahin in der Schmelzhütte in Nonn beschäftigte Paul Langburger das Bergwerk am Rauschberg auf zehn Jahre zur Pacht. Auf den Staufen verzichteten sie „wegen des rauhen und groben Gebirgs“. Auch für die ihnen



Verfallener Stolleneingang in der Staufen Nordwestflanke.

– Foto: Wolfgang Krämer



Staufengipfel auf 1771 Metern mit dem Reichenhaller Haus.

zur Nutzung angebotene Schmelzhütte in der Nonner Au meldeten sie keinen Bedarf an. Obwohl man mit großem Eifer zu Werke ging, ließ das Bergglück lange auf sich warten. Am Fuß des Bergs wurde 1676 bis 1681 eine Schmelzhütte errichtet (heutiger Ortsteil Schmelz der Gemeinde Inzell), die Zahl der Beschäftigten lag bei etwa hundert. Bemühungen, die Pacht vor Ablauf auf unbestimmte Zeit zu verlängern, führten dazu, dass man in München Wind davon bekam, wie gut es im Bergwerk lief. Als Folge betrieb man 1681 unter mehr oder weniger fadenscheinigen Begründungen die Enteignung des Betriebs. Letztlich kam ein Vergleich zustande, nach dem die Betreiber „das gesamte von ihnen innegehabte Bergwerk am Rauschenberg einschließlich der Schmelz- und anderer Hütten, auch Werkzeug und Mobilien“ ohne Entschädigung an den Landesfürsten abtreten mussten.

Eine Unterbrechung oder Störung des Betriebs ergab sich durch den Führungswechsel nicht, das gesamte Personal wurde übernommen. Im ersten Jahr lief es ausgezeichnet und mit einer Belegschaft von 94 Mann gewann man 750 Zentner Bleierze pro Woche. Ab 1691 war der Betrieb nicht mehr rentabel und musste bezuschusst werden. Als weder neue Suchstollen noch die Belegung bereits verlassener Stollen die erhofften Erzanbrüche lieferten, wandte man die Aufmerksamkeit wieder dem Staufen zu.

Der eingesetzte Kommissär Benno von Wurm fand bei einer Inspektion dort die Gruben voll Wasser, Eis und taubem Gestein, sodass vor der Aufnahme weiterer Arbeiten erst einmal das Wasser abgeleitet werden musste. Der zu diesem Zweck auf Anregung des Kommissärs angelegte Hilfsstollen wurde zu seinen Ehren „Benno-Stollen“ benannt. Klüfte im Berg, auf die man gestoßen war und in deren Tiefe man Erze vermutete, veranlassten die Anlage eines weiteren Stollens („Danielstollen“), der 1695 eine Länge von 55 Lachtern (Lachter= 1,97 Meter) erreichte. Als man einige tausend Gulden verbaut hatte, ohne nennenswerte Erzvorkommen er-

schlossen zu haben, wurde 1696 der Bergbau am Staufen unter kurfürstlicher Regie eingestellt.

1696 Bergbau am Staufen eingestellt

Nur einige wenige Knappen führten die Arbeiten im Lehenbetrieb weiter. Die letzten verließen 1716 den Berg. 1736 bis 1739 wurde im Scheuerwald über dem Jochberg erfolglos nach Erzen gesucht. Mehrere Versuche privater Gesellschaften, den Bergbau später noch einmal in Gang zu bringen, blieben erfolglos. Die wenige verbliebene Belegschaft wurde zum Rauschberg verlegt, wo sich die Lage in der Zwischenzeit auch nicht wesentlich gebessert hatte. Um Kosten zu sparen, wurde der Schichtenbetrieb mit Festlohn abgebaut und die Arbeit einmal mehr Knappen überlassen, die den Abbau auf eigenes Risiko und Kosten betreiben durften. Die Genehmigung war allerdings stets nur auf acht Wochen befristet, sodass man bei günstigen Anbrüchen wieder zum gewinnträchtigen Schichtenbetrieb wechseln konnte.

1699 war die Situation der wenigen noch im Schichtenbetrieb geführten Gruben so schlecht, dass man in München einmal mehr an die Einstellung des gesamten Betriebs dachte. Man wollte noch ein letztes unparteiisches Fachurteil einholen und gewann hierfür einen Bergsachverständigen aus Sachsen mit Namen Zeitler. Der beging mit seiner „Berggrube“, einer Art Wünschelrute, die Stollen und verfasste einen schwülstigen Bericht über die Stellen, an denen seine Rute angesprochen hätte. In unverwundlichem Vertrauen auf die Richtigkeit dieser Angaben wurden weitere Gelder gewährt und unter schwierigen Bedingungen verschiedene Stollen angelegt, ohne allerdings die mindesten Erzspuren aufzufinden. Als es 1702 auch noch zu einem Wassereintritt kam, bei dem sich die Arbeiter gerade noch retten konnten, folgte man nicht weiter den Empfehlungen des Bergsachverständigen und stellte den Schichtenbetrieb ein.

Auch für die im Lehenbetrieb geführten Stollen schien das Ende nah. Und doch sollte sich das Blatt noch einmal wenden. Zwei Arbeiter fanden etwas abseits des Hauptstollens nah an der Oberfläche Galmei, dem sie nachgruben und bald auf Bleierze stießen, die in der Tiefe immer reichlicher wurden. Nach Ablauf der Kontraktdauer wurde der neue Bau vom Amt übernommen und im Schichtenbetrieb weitergeführt. Das Werk kam zu neuem Aufschwung, bis ein Ereignis eintrat, das ganz unerwartet eine neuerliche Wendung herbeiführte: der Spanische Erbfolgekrieg, in dessen Verlauf Bayern unter kaiserliche Herrschaft geriet. Im Sommer 1704 kamen österreichische Truppen zum Rauschberg, brannten die Gebäude in der „Schmelz“ nieder und auch die Stolleneingänge am Berg blieben nicht verschont. 1704 wurde das Bergwerk der kaiserlichen Administration unterstellt. Auch wenn „die Kaiserlichen“ das Werk zunächst zerstört hatten, ist zu sagen, dass es unter der neuen Verwaltung in der Folgezeit eine neue Blütephase durchlief. 1706 beschloss man den Wiederaufbau und ein Jahr später wurde die Arbeit in den Gruben wie in der Schmelze wieder aufgenommen. Die Führung des Betriebs galt als musterhaft und durch einen verbesserten Schmelzvorgang konnte die Bleiausbeute verdoppelt werden. So war der Betrieb hoch lukrativ.

Am 22. Januar 1715 übernahm die bayerische Regierung erneut das Bergwerk. Trotz der guten Ausgangslage geriet der Bergbau bald wieder in Schwierigkeiten. Die Schuld daran lag bei der bayerischen Hofkammer, die den Betrieb lediglich als Geldquelle betrachtete. Wie zuvor am Staufen wurden auch hier die „Verlagsgelder“, Gelder zur Deckung der Betriebskosten, zu spät oder gar nicht überwiesen. Nicht einmal das gewonnene Blei wurde ausbezahlt. 1719 konnte man nicht einmal mehr das als Zuschlag zur Erzschemelze aus dem Achthal bezogene Eisen bezahlen und das Werk kam zeitweise zum Erliegen.

Auch die Erzvorkommen wurden immer weniger, sodass man dazu überging, die Halden zu überkütten. Die Lage schien wieder einmal aussichtslos und einmal mehr wurden doch neue Erzvorkommen entdeckt und zwar 1721 von einem Inzeller Jäger in der Nähe der Rossgasse. Einige Stollen, die man eintrieb, lieferten bis 1735 gute Ausbeute. Als diese zurückging und neue Versuchsstollen keine weiteren Erze erschlossen, brachen harte Zeiten für die Bergleute an. Alle Bemühungen in den Folgejahren, die Ertragslage durch Lehenbetrieb oder Schichtbetrieb zu bessern, blieben erfolglos.

Zu all diesen Problemen kam eine neuerliche Besetzung des Bergwerks durch österreichische Truppen während des Österreichischen Erbfolgekriegs 1742. Die Besonnenheit und Umsicht des damaligen Verwalters verhinderten eine weitere Zerstörung. Nach acht Monaten zog der Feind wieder ab, die schlechte Ertragslage

blieb. Zwar fanden sich gelegentlich neue Galmeianbrüche, aber es fehlten die finanziellen Mittel zum Anlegen der nötigen Stollen. Außerdem war die Ablöse für das Erz so gering, dass die Knappen davon nicht leben konnten. In einem Bericht des Verwalters von 1755 heißt es, dass seit sechs Wochen kein Mann mehr eingefahren sei. „Die jüngeren suchten anderswo Arbeit, die alten Knappen aber erklärten halb weinend, es möge Gott mit ihnen machen was er wolle, bei so geringem Lohn könnten sie nicht bestehen.... Die Weiber aber führten ein solches Leidwesen, Weinen, Schreien und Lamentieren unter den Leuten herum, dass es einen Stein erbarmen möchte“ (zit. nach Priesner 47). 1776 wurde der Bleibergbau am Rauschberg eingestellt.

Die letzte Phase: Der Berg ist durchwühlt

Ab 1777 begann eine letzte Phase systematischer Suchtätigkeit, wobei sogar die nötigen Verlagsgelder bereitgestellt wurden. Man legte eine Reihe neuer Stollen an, ohne jedoch lohnende Anbrüche zu entdecken. Mathias Flurl bemerkte 1792: „Der ganze Rauschberg ist fast wie durchwühlt, und man zählt gegen 72 Stollen, welche in denselben zu 100 und noch mehreren Lachtern aufgeföhren worden sind.“ Trotz durchschnittlicher Verluste von rund 1000 Gulden jährlich setzte man diese Arbeiten noch bis 1826 fort. Da nennenswerte Anbrüche ausblieben, stellte man den Bergbau im Staatsbetrieb schließlich ein.

Am 7. September 1936 wurde das Bergwerkseigentum der „Blei- und Zinkgewerkschaft Rauschberg“ formell aufgehoben. Die offenen Stolleneingänge wurden 1972/73 versprengt.

Noch heute sind am Nordabhang des Inzeller Kienbergs, der zum Rauschberg gehört, oberhalb der „Schmelz“, die Halden der Bergbaureviere zu sehen, die sich auf drei Örtlichkeiten konzentrierten: der Bereich des Joseph- und Barbarastollens unterhalb des Zenokopfs, das Ewiggangrevier mit Maria-Empfängnisstollen, Karlstollen, Lorenzstollen und anderen unter dem Gipfel des Streicher, sowie der Strahleckerbau in der Nähe der Rossgasse. Die Lagerstätte war die bedeutendste für Blei und Zink im bayerischen Alpenraum.

Quellen:

- Toni Eicher: Bergwerk am Rauschberg und Hochstaufer, In: Heimatbuch Inzell, S. 43-52, Hrg. Gemeinde Inzell 2004.
- Mathias von Flurl, (1805), 15. Brief: Blei- und Gallmeibergwerk bey Inzell, In: Beschreibung der Gebirge von Baiern und der oberen Pfalz, neu herausgegeben von Gerhard Lehrberger, Eigenverlag, München 1992.
- Fritz Hofmann: Der Bergbau am Staufen, In: Der Staufen. Aus der Geschichte eines Gebirges, Bad Reichenhall 2003, S. 22-45.
- J. Höck : Das Bergwerk am Rauschberg und Hochstaufer. In: 800 Jahre Inzell, Eigenverlag Gemeinde Inzell 1970, S. 296-301.
- Johannes Lang: Geschichte von Bad Reichenhall, S. 398-399.
- W. Lossen: Zur Geschichte des Blei- und Galmeibergwerks am Hochstaufer und einer Schmelzhütte in der Nonnerau von 1585 – 1762, In: Heimatblätter 3 und 4 (1941).
- Claus Priesner: Bayerisches Messing, Franz Matthias Ellmayrs Mößing-Werkh AO, 1780, Franz Steiner Verlag Stuttgart 1997.
- Karl A. Reiser: Geschichte des Blei- und Galmei-Bergwerks am Rauschberg und Staufen in Oberbayern, Beilage zum 4. Jahresbericht der Kgl. Luitpold Kreisrealschule in München, Schuljahr 1894/95.

„Heimatblätter“, Beilage zu „Reichenhaller Tagblatt“ und „Freilassinger Anzeiger“, gegründet 1920 von Max Wiedemann, Druck und Verlag der „BGL-Medien und Druck GmbH & Co KG“, Bad Reichenhall.